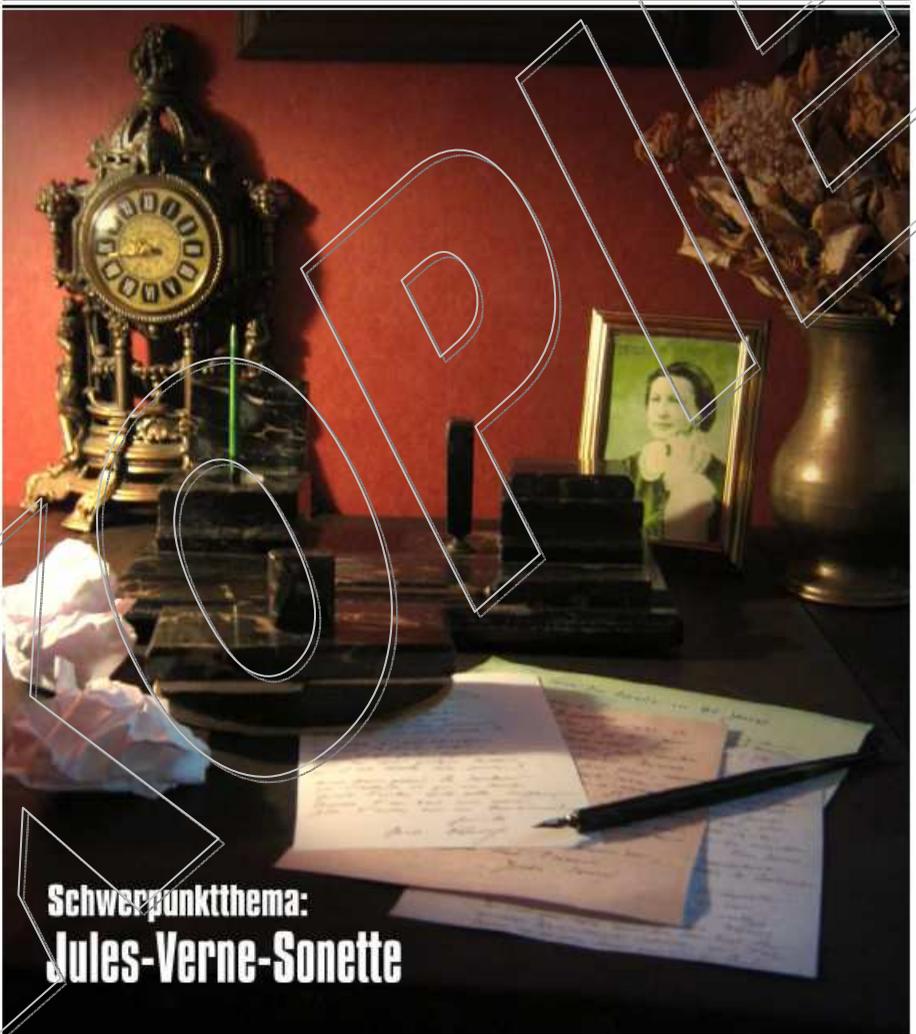


NAUTILUS

MOBILIS IN MOBILE

Zeitung des Jules Verne Clubs

№ 16 * Okt. 2009 * Preis: 3,- €



Schwerpunktthema:
Jules-Verne-Sonette

IN DIESER AUSGABE	
Editorial	2
Bernhard Krauth: Der Stein der Weisen	3
Ralf Tauchmann: Jules-Verne-Sonette	4
Volker Dehs: Dichten als Familientradition	10
Andreas Fehrmann: Jules Vernes ungarische Stadt Ragz	16
Norbert Scholz: Die Jules-Verne-Reihe des Franz von Stokar	22
Bernhard Krauth: „Kritikshalben“ – oder wenn Jules Verne versucht, deutsch zu schreiben...	32
Volker Dehs: Totgesagte leben länger	34
Nachrichten, Neuerscheinungen, Vorschau und Impressum	9, 31, 33 38, 39
Galerie	40

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Jules Verne als Dichter? Die wenigsten von uns kennen diese Seite an ihm. Und doch gehört die Lyrik auch zur literarischen Entwicklung unseres Romanciers, wie Ralf Tauchmann und Volker Dehs in ihren Beiträgen zeigen. Dabei kommen auch erstmalig Gedichte von Jules Verne und seinem Sohn Michel in deutscher Sprache zum Abdruck. Gleichfalls wichtig für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Jules Verne sind auch weitere Aufsätze von Norbert Scholz, Bernhard Krauth und Volker Dehs. Im Mittelpunkt stehen dabei die bibliografischen Aspekte zu Vernes Veröffentlichungen im Periodikum *Der Stein der Weisen*, zur Verne-Edition des Verlegers Franz von Stokar oder zu einer frühen deutschsprachigen Bearbeitung durch Friedrich Netto. Bernhard Krauth gibt uns außerdem anhand eines deutschsprachigen Kuriosums Einblick in Vernes literarische Werkstatt. Zu einer Spurensuche lädt Andreas Fehrmann ein. An ihrem Ende lüftet er das Geheimnis von Vernes Stadt Ragz im Roman *Das Geheimnis des Wilhelm Storitz* lüftet. Alles in allem: Heft No. 16 bietet einen bunten Strauss von Beiträgen, der hoffentlich Ihr Interesse und Gefallen finden wird. Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen dabei im Namen der Redaktion

Ihr Jürgen Seul

Bernhard Krauth
Der Stein der Weisen

Der Stein der Weisen war eine periodische Veröffentlichung des Verlages Hartleben.

Thematisch wurden hier vor allem technische Neuerungen und naturwissenschaftliche sowie geographische Erkenntnisse beschrieben, berichtet oder erläutert. Gelegentlich machte man auch Anlehnungen an Jules Verne:

So gab es einen Artikel über Luftschiffe, in dem Passagen aus *Robur der Eroberer* wiedergegeben wurden. Wieder entdeckt wurde gerade im Jahrgangsband von 1906 ein Artikel¹⁾ über den *Klondike*, jene Goldgräberregion in Alaska – mit 9 Illustrationen aus Verne's Roman *Der Goldvulkan*.

In denselben Zeitraum fällt auch der Abdruck von 3 Jules-Verne-Romanen als Beilage. Das Format entspricht dem der Zeitschrift, das größer ist als das Format der Prachtausgaben.

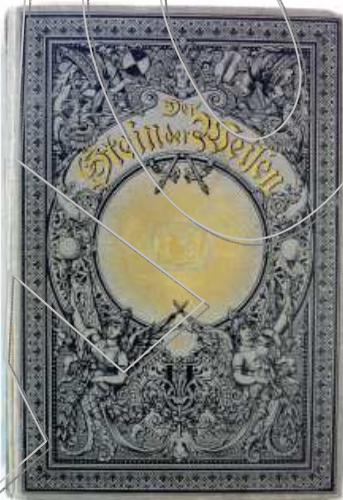
Der Text dieser Beilagen ist wie auch in der Zeitschrift zweiseitig gedruckt und voll illustriert, wodurch er sich also von den Buchausgaben unterscheidet. Bekannt ist vor allem der Roman *Der Einbruch des Meeres*, der gelegentlich auch privat gebunden als einzelnes Exemplar zu finden ist – oder sogar in einem extra dafür angefertigten Einband existiert.²⁾

Diese Beilage erschien ebenfalls 1906. Ein Jahr später gab es als Beilage die Romane *Der Leuchtturm am Ende der Welt*. *Der Herr der Welt* erschienen bereits 1905.

Anmerkungen:

1) *Der Stein der Weisen*, Band 39, 1906, S. 185-192 u. S. 219-225.

2) Vgl. <http://www.jules.verne.club.de/Kaleidoskop/Hartleben.de>



Ralf Tauchmann

Jules-Verne-Sonette

Herbei, Kindheitserinnerungen
an den ach! so hoch verehrten
Schutzpatron von unbeschwerten,
buchwütigen Lesejungen,

kaum bis in mein Reich gedrungen
samt weltreisenden Gefährten,
Kapitänen, Großgelehrten,
ward heißhungrig er verschlungen...

Er eröffnete mir Weiten
im alltäglichen Gewühl
buchstäblich beengter Zeiten

und bot mir auf Bücherseiten
unpolitisches Asyl...
Mein Lebenswegweiser – mein Jules!

Ralf Tauchmann (ca. 1984)

Persönliche Vorbemerkungen

Als ich die Sonette von Jules Verne vor Jahren im Internet entdeckte, schloss sich für mich in gewissem Sinne ein Kreis, nicht nur, weil mich die Literatur in all ihren Formen, ob Prosa oder Poesie, seit jeher begeistert hat, sondern auch deshalb, weil ich während meiner Studienzeit in Leipzig unter anderem ein Sonett über Jules Verne geschrieben hatte.

Jules Verne hat meinen Lebensweg entscheidend beeinflusst, da er mein tiefes Interesse für die französische Sprache angeregt und meinen Berufswunsch entscheidend beeinflusst hat – dies in Zeiten des „eisernen Vorhangs“. Selbst als ausgebildeter Übersetzer/Dolmetscher stand eine Reise nach Frankreich außer Frage und blieb lange Zeit Traum – bis zur Wende 1990. Keine Frage, dass mich mein zweiter Frankreich-Besuch 1991 auf den Spuren von Jules Verne nach Nantes, Le Crotoy und Amiens führte.

Umso größer also heute meine Freude, den französischen Sonetten von Jules Verne eine Nachdichtung an die Seite und diesen Nachdichtungen mein Sonett über Jules Verne bzw. über meine Jules-Verne-Nostalgie voran stellen zu können.

Die Jules-Verne-Sonette

Versetzen wir uns zurück ins 19. Jahrhundert. In einer Zeit ohne Radio, Fernsehen oder Internet gab es an langen Abenden unter vielen anderen *passé-temps* als eine aktivere Form des geistigen Zeitvertreibs das Schreiben von Sonetten. Auch die Familie Verne frönte offenbar dieser gedanklichen Herausforderung in Stunden der Muße und des geselligen Beieinanders.

Das Sonett gibt einen strengen Formrahmen vor, den es mit Inhalt zu füllen gilt, der am Ende in eine allgemeingültige Aussage münden sollte. Das „Sonettmachen“ ist also weniger Formspielerei; es fordert vielmehr zum Gedankensport heraus, zum Ausbreiten eines Gedankens, den es zum rationalen Kern zu führen gilt. Das Sonett zwingt zum „Herunterkochen“ der Gefühle und bietet als äußerst gedankenstarke Gedichtform auch Zugang für weniger lyrische Gemüter.

In meinen Nachdichtungen habe ich die strenge Form zugunsten des Inhalts etwas aufgebrochen. Nur das Sonett DER DAMPF (LA VAPEUR) ist in Reim- und Versstruktur vollends identisch.

Beginnen wir also chronologisch mit dem Sonett DER DAMPF, das Jules Verne offenbar im Jahre 1847, also im Alter von 19 Jahren, geschrieben hat:

LA VAPEUR

Maintenant, la vapeur est à l'ordre du jour,
Tout marche par son aide ! Est-ce un bien pour le monde ?
Pour bien choisir sur terre où toute chose abonde,
Faut-il donc se hâter, lorsqu'on en fait le tour.

On vole désormais sur la terre et sur l'onde ;
On fait sans y penser l'aller et le retour ;
On singe le soleil qui, lorsqu'il fait sa ronde,
Mesure en une nuit le céleste séjour.

Ce ne peut être un bien que dans ces temps de guerre,
Où sont anéantis ces hommes qui naguère
Marchaient contre la mort sans reproche et sans peur,

Si trompant l'ennemi par sa subtile ruse,
Refaisant des guerriers autant que l'on en use,
L'amour toutes les nuits marchait à la vapeur !

DER DAMPF

Der Dampf ist heutzutage ganz oben auf der List'.
Nichts geht mehr ohne ihn! Ist's für die Welt ein Segen?
Um frei nach Wahl sich um die Erde zu bewegen,
Ist's wahr, dass für die Reise solch Eile nötig ist?

Zu Wasser und zu Land, ohne zu überlegen,
Fliegt man nun hin und her, stets in kürzester Frist.
Man öf't die Sonne nach, die hoch auf ihren Wegen
Den Himmelsaufenthalt in einer Nacht bemisst.

Ein Segen wär's wohl nur – in Kriegszeiten wie heute,
Da die gegen den Tod einst ankämpfenden Leute
Vernichtet werden im ergrimmt geführten Kampf –,

Betriebe, um den Feind mit arger List zu beugen
Und für verbrauchte Krieger Nachschub zu erzeugen,
Auch Amor jede Nacht sein Liebeswerk mit Dampf.

Hier erleben wir den jungen Jules Verne mit einem ersten leisen Anklingen der späteren *Außergewöhnlichen Reisen*, die ihn berühmt machen

werden. Zu jener Zeit ist die Erfindung der Dampfmaschine gerade dabei, die Industrie- und Reiselandschaft grundlegend und tiefgreifend umzugestalten. Die Welt beginnt sich zu beschleunigen, wenn auch noch nicht in dem heute gekannten Maße. Dampfschiffe durchpflügen die Ozeane und Dampflokomotiven rattern qualmend über stählerne Schienenstränge. Die Ortszeit reicht nicht mehr aus und die Zeitmessung muss weltweit vereinheitlicht werden. Aber in den Fortschrittsgesang mischt sich Fortschrittskritik. Die Reise läuft Gefahr, nur noch Mittel zur simplen Erreichung von Ziel und Zweck zu sein. Andererseits ändert die Entdeckung der Dampfkraft auch das Bild von Krieg und Kriegsführung. Neben der *Reise um die Erde in 80 Tagen* klingen hier Themen an, wie man sie später im kriegsironischen Ton des Romans *Von der Erde zum Mond* oder beim liebenswert fortschrittsfeindlichen *Keraban der Starrkopf* wieder findet, der sich mit Händen und Füßen gegen „diese modernen“ Reismittel wehrt.

Auch aus dem Jahre 1847 stammt das Sonett DER TOD. Hier offenbart sich Jules Verne als überzeugter Städter und Bürger. Er sinniert als Durchreisender beim Anblick des dörflichen Friedhofs über Leben und Tod. Vor unseren Augen lebt erneut das 19. Jahrhundert auf, in dem der Unterschied zwischen Stadt und Land noch wesentlich ausgeprägter ist als heutzutage.

LA MORT

Dans ce pauvre village où la vie est amère,
Le triste champ de mort, à l'aspect maladif,
Vient étaler les pleurs du cyprès et de l'if
A l'âme du passant qui pâlit et se serre !

Là, point de ces tombeaux, au chapiteau plaintif,
Où des riches s'endort la gloire mensongère,
Mais de fragiles croix, indice si naïf
De l'endroit où du pauvre a fini la misère !

A la ville où toujours pétille le plaisir,
Où l'abondance obvie au plus simple désir,
La mort n'est pas la fin d'un esclavage !

Mais au triste village, où git l'accablement,
Oh ! la mort ne saurait venir trop promptement !...
Et pourtant à la ville, on meurt comme au village !

DER TOD

In diesem armen Dorf mit bitterschwerem Leben
Verströmt das Totenfeld in kränklich trister Blässe
Den schweren Tränengang der Eibe und Zypresse
Und lässt dem Reisenden die Seele schauernd beben!

Wo Kapitelle sonst klagend gen Himmel streben
Im trügerischeren Ruhm der entschlafenen Reichen,
Weist ein zerbrechlich Kreuz als hochnaives Zeichen
Die Stelle, wo die Armen dem Elend sich entheben.

Ja, in der Stadt, die stets vor Lust und Freude sprühet,
Wo sich die Fülle um den kleinsten Wunsch bemühet,
Da endet nicht der Tod leibeigne Sklavenbände!

Im tristen Dorf jedoch liegt Mühsal unbenommen,
Oh! da könnte der Tod nicht früh genug wohl kommen.
Und doch stirbt es sich in der Stadt wie auf dem Lande!

Gleichfalls 1847 entstanden ist das Sonett DER MOND. Es handelt sich um eine Aneinanderreihung von Aufzählungen. Die gedankliche Struktur

scheint „zerrissener“. Letztlich entspricht sie aber voll und ganz dem gewählten Bild – dem schwankenden „Auf und Ab“ bzw. „Hin und Her“ des Meeres unter der launischen Gravitationsgewalt des Mondes.

LA LUNE

Bien des gens en ce monde ont une humeur byzarre,
Et dont on cherche en vain la cause et le secret ;
Sans qu'on sache pourquoi, leur esprit douceret
En un instant hargneux, coléreux se déclare ;

L'un défend une chose, et puis il la permet ;
L'autre Anglais le matin, le soir se fait Tartare.
L'un à l'esprit posé devient brouillon, distrait,
L'autre, grand orateur, est muet à la barre ;

L'un change d'habitude aussitôt déjeuner ;
Et l'autre pour le faire attend après diner ;
Avare, celui-ci prodigue sa fortune ;

L'un progressiste à fond tourne aux conservateurs ;
D'où viennent les reflux et flux de ces humeurs ?
Comme ceux de la mer, n'est-ce pas de la lune ?

DER MOND

Viele Leut auf der Welt sind Zerrbild ihrer Laune¹⁾,
Man sucht den tiefen Grund und weiß doch nicht, warum!
Da bricht ein sanfter Geist, noch eben weise-stumm,
Im nächsten Augenblick schon voller Zorn vom Zaune,

Der eine spricht Verbot, dann erlaubt er die Sache;
Der andre, früh, ganz englisch, wird abends zum Tartar.
Da ist verwirrt, zerstreut, wer klaren Denkens war,
Dem großen Redner fehlt vorm Richter jäh die Sprache.

Der eine nutzt das Frühstück und wechselt die Gewohnheit;
Der andre wartet bis zum Abend nach der Brotzeit;
Der Geizige verteilt, was er sonst neidisch schont.

Den Progressiven zieht's zu den Konservativen;
Woher dies Auf und Ab, aus weich launischen Tiefen?
Rührt's wie Ebbe und Flut am Ende her vom Mond?

¹⁾ Anders als bei *humeur* im Französischen, bringt das deutsche Wort *Laune* gleich zu Beginn den *Mond* ins Spiel, da es sich von *Luna* ableitet.

Das 1849 geschriebene Sonett KEHRT DER GESTRENGE WINTER malt ein Stimmungsbild. Interessant für den hier 21-jährigen Jules Verne ist dies deshalb, weil hier bereits die Bedeutung des Essens und der Verdauungsruhe zutage tritt, die viele seiner Romane begleiten wird. Schon seit jungen Jahren litt Jules Verne an Magenproblemen.

Diesem Umstand wird es gemeinhin zugeschrieben, dass in seinen späteren Romanen die Speisekarte der Reisenden stets viel Beachtung findet. Ähnlich wie in diesem Sonett, wird sich in den *Außergewöhnlichen Reisen* neben aktionsreichen Handlungssträngen auch immer wieder Raum und Zeit zum genusslichen Essen, Verweilen und Plaudern finden und sei es – wie im Roman *Die Kinder des Kapitäns Grant* – auf einem Baum, wo man es sich inmitten eines schrecklichen Hochwassers gemütlich macht und das Leben der Vögel führt.

QUAND PAR LE DUR HIVER

Quand par le dur hiver tristement ramenée
La neige aux longs flocons tombe, et blanchit le toit,
Laissez geindre du temps la face enchifrenée.
Par nos nombreux fagots, rendez-moi l'âtre étroit !

KEHRT DER GESTRENGE WINTER

Keht der gestrenge Winter zurück an tristen Tagen,
Um mit flockigem Schnee das Dach weiß zu beziehn,
Dann lasst das Schnupfgesicht der trüben Zeit nur klagen.
An Reisig mangelt's nicht, so füllt mir den Kamin!

Par le rêveur oisif, la douce après-dînée !
Les pieds sur les chenets, il songe, il rêve, il croit
Au bonheur ! - il ne veut devant sa cheminée
Qu'un voltaire bien doux, pouvant railler le froid !

Il tisonne son feu du bout de sa pincette ;
La flamme s'élargit, comme une étoile jette
L'étincelle que l'oeil dans l'ombre fixe et suit ;

Il lui semble alors voir les astres du soir poindre ;
L'illusion redouble ; heureux ! il pense joindre
A la chaleur du jour le charme de la nuit !

Der Träumer, müßig, satt, legt nach dem Speisen heiter
Die Füße an die Glut. Er träumt und glaubt getrost
Ans Glück! Er will nur einen Sessel und nichts weiter,
Einen sanften *Voltaire*¹ zum Spott gegen den Frost.

Er schürt sein Feuer auf und bringt es neu zum Glühen,
Die Flamme läßt ins Dunkel einen Funken sprühen,
Der aufglimmt wie ein Stern; der Blick folgt ihm nach.

Da scheint ihm, dass der Abendstern die Luft erhellet.
Das Trugbild erlangt Form; und wie ihn leuchtet, gesellet
Sich zur Wärme des Tags der Zauber noch der Nacht.

¹Voltaire: hoher Lehnsessel mit Kopfstütze, benannt nach dem für seinen bissigen Spott benannten Philosophen

Im März 1886 wird Jules Verne von einem Neffen angeschossen. Die Kugel blieb im linken Bein nahe dem Fußgelenk stecken und konnte nie entfernt werden. Richtig erholt hat sich Jules Verne davon nie. Ein halbes Jahr lang konnte der 58-jährige das Bett nicht verlassen. Er wurde mit Morphium gegen die starken Schmerzen behandelt. In dieser Zeit erschien das anonym veröffentlichte Sonett AN DAS MORPHIUM. Die Frage der Schmerztherapie ist bis heute ein „brennendes“ Thema, auch wenn es in der Öffentlichkeit nicht immer bemerkbar ist. Insofern ist dieses Sonett aus der getroffenen Auswahl vielleicht Vernes aktuellstes Gedicht:

A LA MORPHINE

Prends, s'il le faut, docteur, les ailes de Mercure
Pour m'apporter plus tôt ton baume précieux !
Le moment est venu de faire la piqûre
Qui, de ce lit d'enfer, m'enlève vers les cieux.

Merci, docteur, merci ! qu'importe que la cure
Maintenant se prolonge en des jours ennuyeux !
Le divin baume est là, si divin qu'Épicure
Aurait dû l'inventer pour l'usage des Dieux !

Je le sens qui circule, qui me pénètre !
De l'esprit et du corps ineffable bien-être,
c'est le calme absolu dans la sérénité.

Ah ! perce-moi cent fois de ton aiguille fine
Et je te bénirai cent fois, Sainte Morphine,
Dont Esculape eût fait une Divinité.

AN DAS MORPHIUM

Wenn nötig, Doktor, geh und hol auf Merkurs¹ Schwingen
Den teuren Balsam mir noch früher als zuvor.
Der Augenblick ist da, die Spritze mir zu bringen,
Die mich vom Höllenbett zum Himmel hebt empor.

Hab, Doktor, meinen Dank! wärrt auch bis zum Gesunden
Noch manch endlosen Tag die lang weillende Kur!
Der Balsam ist so göttlich, als wäre er erfunden
Für den Gebrauch der Götter direkt von Epikur².

Ich spüre, wie er mich durchdringt und in mir kreist.
Welch unbeschreiblich Wohl im Leibe und im Geist,
Die absolute Ruh senkt sich auf mich herab.

Ah! hundert Male bohrt die Nadel in mich ein,
Sankt Morphium, hundert Mal werd ich Dich dafür weih'n.
Als Gottheit hoch verehrt hätte Dich Askulap!

¹ Merkur: Gott der Händler und Diebe;
– auf Merkurs Schwingen = für teures Geld

² Epikur: altgriechischer leibfreundlicher Philosoph,
von der katholischen Kirche über
Jahrhunderte als „Schweinelge!“ (cochon
d'Épicure) verschrien

Jules Vernes einziger Sohn, Michel Verne, hat die Anfang des 20. Jahrhunderts erschienen letzten Romane der *Außergewöhnlichen Reisen* stark mitgeprägt. Er hat, wenn man so sagen will, die „Schreibwerkstatt“ *Jules Verne* von seinem Vater im gegenseitigen Zusammenwirken noch zu dessen Lebzeiten teilweise übernommen und nach dessen Tod eine Weile fortgeführt. Deshalb scheint es nicht unangemessen, ein Sonett von Michel Verne zum Abschluss folgen zu lassen. Im Gegensatz zu den Sonetten des Vaters zeichnet sich dieses Sonett über die Vergänglichkeit des Lebens weniger durch eine strenge Gedankenführung, als vielmehr durch einen stark lyrischen Ton aus:

DEVANT UNE COLONNE BRISEE

A Albert Tinchant

Michel Verne

Colonne que je vois là-bas, tronquée et noire,
S'élever hors du sol comme un bras mutilé,
Qu'est-il donc devenu le héros écroulé
Dont par toi l'on pensait éterniser la gloire?

O vieux marbre! dis-nous ses hauts faits, son histoire,
Ou seulement son nom dans la nuit envolé!...
Mais qui pourrait répondre à ce chant désolé?
Hélas! contre le temps il n'est pas de victoire.

- Sur l'Océan souvent passent de grands oiseaux;
Leur troupe est si nombreuse, ils sont si loin des eaux
Que le regard de l'homme à peine les embrasse;

Et cependant bientôt sur l'horizon brumeux
Les oiseaux disparus ne laissent pas de trace....
Nous passerons comme eux.

VOR EINER ZERRISSENEN SAULE

Für Albert Tinchant

Michel Verne

Sag, Säule, die vor mir dort schwarz und abgeschlagen
Wie ein zertrennter Arm stumpf aus dem Boden ragt:
Was wurde wohl aus den gestürzten Helden, sag,
Den zu ewigem Ruhm Dein Sockel sollte tragen?

Oh, alter Marmor, künd von seinen Heldenjagen
Oder sag nur den Namen, den längst die Nacht verschlang!...
Doch wer könnt Antwort geben auf den verhallten Sang?
Denn ach! gegen die Zeit wird nie ein Sieg geschlagen.

- Oft ziehen große Vögel über den Ozean,
So unzählig im Zug, so hoch auf ihrer Bahn,
Dass Menschenaugen sie mit Mühe nur erfassen,

Bis sie am Horizont schon bald im Nebelhauch
Entschwinden, ohne dass sie Spuren hinterlassen...
So wie dereinst wir auch!

Jules Verne in Bremen

Das Bremer „Blaumeier-Atelier“ zeigte sein integratives Theaterstück *In 80 Tagen um die Welt*. Der behinderte Schauspieler Aladdin Detlefsen brachte mit seinem Ensemble vom „Blaumeier-Atelier“ Vernes Roman um Phileas Fogg's Weltreise auf die Bühne. Vom 20. bis 22. August war die Produktion der „Blaumeier“ im Theater der Bremer Shakespeare-Company zu sehen. Nach Auskunft von Volker Dehs fand bereits vor zwei Jahren ein integratives Projekt mit Jules Vernes *Das grüne Leuchten* in Kassel statt.



Volker Dehs

Dichten als Familientradition

Bei Pierre, Jules und Michel Verne – ein Überblick

„[Mein Vater] war ein kultivierter Mann mit einem ausgeprägten Sinn für die Literatur. Er schrieb Lieder zu einer Zeit, als Liederschreiben in Frankreich noch gang und gäbe war, also zwischen 1830 und 1840. Aber er besaß keinerlei Ehrgeiz, und wenn er sich mit etwas Übung in der literarischen Welt durchaus Achtung hätte verschaffen können, zog er es doch vor, alle Öffentlichkeit zu meiden. Seine Lieder wurden im Familienkreis gesungen, nur ganz wenige gelangten in Druck.“¹⁾

Dies erklärte Jules Verne 1893 in einem Interview, und er musste es wissen, denn ihm hatte Vater Pierre (1799-1871) eine Sammlung von 32 eigenen Gedichten („Verse, die ich zu verschiedenen Zeiten verbrochen habe“) vererbt, zusammen mit einer kleinen Indianergeschichte in Stenographie (und Transkription), die heute in der Stadtbibliothek von Amiens verwahrt werden.²⁾ Nur sechs dieser zwischen 1823 und 1869 entstandenen Gedichte sind 1978 in einer regionalen Zeitschrift veröffentlicht worden. Das Blatt hatte aus einer anderen Quelle geschöpft, was bestätigt, dass Pierre Vernes Verse als Abschriften im Familienkreis herumgereicht worden waren.³⁾

Nur einige der früheren Gedichte haben einen politischen Charakter (*Das industrielle Frankreich*, 1830, *Klage eines Journalisten*, 1837; *Die Korruption* und *Das Juste Milieu*, *wissenschaftliches und gastrisches Lied* von 1847). Sieht man von einer tragikomischen *Elegie auf meinen verlorenen Regenschirm* (1823) ab, sind alle anderen Gedichte anlässlich von Familienfeierlichkeiten oder Juristenversammlungen entstanden oder zeugen von Pierre Vernes Leidenschaft für sein Landhaus in Chantenay.

Zu einem Lied, das 1858 entstanden und seiner jüngsten Tochter Marie gewidmet ist, hat Sohn Jules die Musik geschrieben. Die Noten sind leider nicht überliefert. Ein undatiertes Gedicht ist an eine Dame gerichtet, der er den Druck von Jules' Erstlingsstück (*Les Pailles rompues*, 1850) geliehen hatte und der er darin versichert, dass diese Komödie über einen gehörnten Ehemann alles andere als anständig sei, er aber trotzdem darauf bestehen müsse, die Broschüre zurückzuerhalten, weil er es nun einmal lieb habe, wie alle Großväter ihre Enkelkinder lieben.

Die meisten Biografen haben Pierre Verne zu einem religiösen Eiferer gemacht, der als Erzengel eiserner Prinzipien seinen Kindern stets nur strenge Moral eingebläut habe; dabei haben alle Autoren, statt eigene Quellen vorzuweisen, stets voneinander abgeschrieben. Durch die Lektüre der Gedichte (und auch seiner religiösen Notizen, die Jules nicht von

ihm, sondern von seiner Mutter 1887 erbte) sehe ich mich in meiner Skepsis gegenüber derartigen Übertreibungen bestätigt: In seinen Texten erweist sich der würdige Rechtsanwalt als gläubiger Mann, der aber über eine gehörige Portion Humor verfügte und mit seiner Strenge eher kokettierte als die moralische Fuchtel zu schwingen. Die Korrespondenz zwischen Jules und ihm zeigt, dass beide ihre literarischen Texte zur gegenseitigen Begutachtung – und Korrektur – austauschten und in den Briefen eingehend kommentierten. Wenn die Manuskripte beider Verfasser Streichungen und Verbesserungen des jeweils Anderen enthalten, so zeugt das keinesfalls von „Zensur“, sondern von einvernehmlichen Hilfestellungen, die man entweder übernahm oder ignorierte.

Dass der kleine Jules in dieser Umgebung schon früh damit begann, dem Vater nachzueifern, versteht sich fast von selbst. Und tatsächlich ist nach eigenem Bekunden sein erster Text ein Glückwunschgedicht für den Herrn Papa, das sich noch nicht wieder angefunden hat. Die Gedichte, die Jules von 1846 an schrieb, zeugen dagegen von einem literarischen Ehrgeiz, mit dem er sich früh von familiären Anlässen absetzte und stattdessen den großen Vorbildern nacheiferte und sie imitierte: Meistens sind Victor Hugo und Alfred de Musset in Vernes Visier, aber auch andere Dichter, wobei die Grenze zwischen Hommage und Parodie oftmals verschwimmt. Die meisten dieser zwischen 1847 und 1849 verfassten Gedichte (immerhin 80 an der Zahl) übertrug Jules Verne fein säuberlich in zwei gebundene Alben mit festem Papier, die ihm wohl die Illusion einer exquisiten, bibliophilen Publikation vermittelt haben mochten. Veröffentlicht wurden sie allerdings zu Lebzeiten nicht; erst 1989 erschienen sie in Frankreich – und erwiesen sich als buchhändlerisches Desaster!¹⁾

Thematisch sind diese Gedichte breit gefächert. Neben liebeskummerbedingter Betroffenheitslyrik und literarischen Parodien trifft man auf Naturlyrik, politische und der Tagesaktualität verbundene Spottgedichte, die formal vielfältig sind, aber immer wieder (und dies gilt auch für die Lyrik des späteren Romanschriftstellers Jules Verne) eine Vorliebe für die strenge Form des Sonetts verraten. Einige Beispiele erscheinen hier erstmals auf Deutsch. – Das Sonett *Das Leben* aus dem Jahre 1849, mit dem Jules Verne sein zweites Album vorläufig abschloss, übernahm er aus seinem vermutlich gleichzeitig entstandenen Historiendrama *Die Pulverschwörung* und verarbeitete es noch wenige Jahre vor seinem Tod im 3. Kapitel seines postum erschienenen Romans *Das Geheimnis des Wilhelm Stortz*. Das im Sonett behandelte Thema Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und die Nichtigkeit der menschlichen Existenz lässt sich leitmotivisch als Quasi-Zitat in zahlreichen *Außergewöhnlichen Rei-*

sen nachweisen.

In der Pariser Zeit (1848-1868) entstanden eine Reihe weiterer Gedichte, die nicht in die Alben übertragen wurden: Liedtexte, zu denen ganz überwiegend sein Freund Aristide Hignard die Musik komponierte (verschiedene Veröffentlichungen 1851 bis 1865); ihre Ersteinpielung von 2005 lässt nachvollziehen, wie sehr sich Text und Musik in ihrer etwas gesuchten Naivität entsprachen, was heute befreundend mag, aber damals dem Zeitgeschmack entgegenkam.⁵⁾ Daneben schuf Jules Verne Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten und ähnlichen Anlässen, aber auch „schlüpfrige“ Verse, die im Freundeskreis kursierten und zu denen möglicherweise ebenfalls das 1881 anonym veröffentlichte *Lamento eines Haares am Hintern einer Frau* gehört, dessen Authentizität noch nicht geklärt werden konnte. Grundsätzlich spricht aber nichts gegen Vernes Autorschaft.⁶⁾

Obwohl sich Jules Verne ab 1863 ganz überwiegend dem Schreiben von Romanen widmete, verleugnete er seine früheren lyrischen Ambitionen nicht. Von 1873 an baute er immer wieder – und oft gegen Hetzels Widerstand – eigene Gedichte in die Handlung der *Außergewöhnlichen Reisen* ein, inszenierte sie zum Teil im Dialog seiner Personen, die sie rezitieren, kritisieren oder sich auch über sie lustig machen. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang das Gedicht *Das Licht in Familie ohne Namen* (1889), das von dem jungen Anwaltsgehilfen Lionel verfasst und vorgetragen wird, in dessen Person Verne offenbar ein augenzwinkerndes Selbstporträt liefert. Aus seiner eigenen Ausbildungszeit in der Kanzlei des Vaters ist ein Sonett überliefert, das auf der Rückseite eines juristischen Schreibens notiert und vermutlich von Pierre Verne mit 8 Zeilen kommentiert worden ist. In diesem Sonett mit dem Titel *Das Schwurgericht* zieht der junge Poet mit ätzendem Spott über Richter, Geschworene, Staatsanwalt, Gerichtsdienler und Rechtsanwälte her. Ein reizvolles Zeugnis, das noch auf seine Veröffentlichung wartet.

Zwar hatte Verne die Lyrik als Gattung nie gänzlich aufgegeben, aber erst das Attentat vom 9. März 1886 veranlasste ihn dazu, sich die beiden Alben aus der Jugend wieder vorzunehmen und einzelne Gedichte zu korrigieren. Die medizinische Behandlung inspirierte unmittelbar das Sonett *An das Morphinum*, das auch in Ralf Tauchmanns Auswahl enthalten ist und von Verne am 26. Mai 1886 unter dem Titel „Heiliges Morphinum“ in einer leicht abweichenden Fassung im *Journal d'Amiens* anonym veröffentlicht wurde. Der Bettlägerige setzte das zweite Album mit Trioletten (kurzen Spottversen über Freunde und Feinde überwiegend aus Amiens) fort und vervollständigte es mit weiteren Gedichten. Fünfzehn andere (derzeit noch ungedruckte) Gedichte aus allen Lebensabschnitten ordne-

te er zusammen mit Prosaskizzen und Entwürfen für Theaterstücke wahrscheinlich zur selben Zeit in einen Umschlag, den er mit dem Titel *Varia* versah.⁷⁾ Darunter befindet sich als besonderes Kleinod ein Sonett aus den 1880er oder 90er Jahren, das La Fontaines berühmte Fabel *Die Eiche und das Schilfrohr* parodiert: In *Der Kackhaufen und der Dünnschiss* mokiert sich ein stolzer Kot über seinen breiigen Artverwandten auf der anderen Seite eines Abflusses. Mit seiner Arroganz ist es vorbei, als das Abwasser anschwillt und beide miteinander vermengt: So greifbar die Moral, so durchsichtig der Grund, weshalb das Sonett zu Lebzeiten nie veröffentlicht wurde...

Zum jetzigen Zeitpunkt (September 2009) sind ungefähr 200 Gedichte von Jules Vernes Hand bekannt; ob es dabei bleiben wird, kann man ruhigen Gewissens bezweifeln. Das schwierige Verhältnis, das Jules Verne mit seinem Sohn Michel (1864-1925) verband, ist bekannt. Weniger geläufig ist, dass sich Michel – trotz all seiner Renitenz – schon früh bemühte, die Achtung seines Vaters durch eigene literarische Versuche zu erobern, die er ihm zur Kritik unterbreitete. Offenbar hatte Jules Verne inzwischen vergessen, dass er in seinem unveröffentlicht gebliebenen Roman von 1863 *Paris im 20. Jahrhundert*, im jungen Michel die tragische Figur des verkannten Poeten thematisiert hatte, denn gegenüber den literarischen Werken des eigenen Sohns Michel zeigte er nur zögernd Interesse – das dann aber umso nachhaltiger ausfiel. Neben mehreren Theaterstücken war Michels ehrgeizigstes Projekt eine Gedichtsammlung mit dem Titel *Schatten und Sonne*, das er über den Vater Ende 1885 auch Verleger Hetzel zur Begutachtung schicken ließ. Hetzel starb im März 1886, ohne sein Urteil abgegeben zu haben. Der Verbleib dieses Manuskriptes ist unbekannt; erhalten hat sich aber eine längere Stellungnahme Jules Vernes⁸⁾ die auch deshalb von Interesse ist, weil sie Aufschluss über sein Kunstverständnis gibt. Streng tadelt Verne Michels Formfehler in Reimschema und Prosodie, rät zu einer schonungslosen Überarbeitung und zum Ausmerzen von Wiederholungen. Allein durch eine tadellose Form, so schreibt er ihm in einem Brief, könne man vor der Kritik als Dichter bestehen, und rät ihm, sich unter die Pariser Poeten zu mischen, um ein Gefühl dafür zu entwickeln, was derzeit gefragt sei. Gleichwohl würdigt er Michels großes Talent und äußert sich besonders beifällig über das Gedicht *Die Leichenfledderer des Ganges*, in dem er allerdings den Einfluss des Naturalismus beklagt (über Jules Vernes Hassliebe zu dessen Hauptvertreter Émile Zola habe ich mich bereits andernorts ausgelassen). Bevor Michel dieses 18 Strophen umfassende und in der Tat beachtliche Gedicht 1889 in der angesehenen *Nouvelle Revue* veröffentlichen konnte⁹⁾, hatte er bereits im September 1886 mit

einem Sonett debütiert, das Rainer Tauchmanns Übersetzungen (in dieser Ausgabe vorerst) abschließt. Der inzwischen in Paris lebende Michel hatte den Rat seines Vaters befolgt und eine Zeitlang im Künstlerkreis des berühmten Kabarets *Le Chat Noir* am Montmartre verkehrt. In der Zeitschrift gleichen Namens erschien *Vor einer zerbrochenen Säule*, das er dem Redakteur Albert Tinchant (1860-1892) widmete und mit dem er seinem Vater das Kompliment abrang: „Ich habe im *Chat noir* Dein Sonett gelesen. Es ist sehr gut...“¹⁰⁾

Es mag Zufall sein und ist dadurch umso erstaunlicher, dass Michel hier dasselbe Thema behandelte, über das sein Vater bereits im erwähnten Sonett *Das Leben* von 1849 geschrieben hatte: die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Jules Verne sollte es noch bereuen, dass Michel seine Karriere nicht – wie der Vater es wünschte – als Schriftsteller und Journalist fortsetzte, sondern als prosaischer Unternehmer, der ihn mit mehreren Konkursen fast in den Ruin trieb. In weitaus größerem Maße als bisher bekannt hat Verne seinen Sohn zeitlebens dazu ermuntert, Abenteuerromane zu schreiben. Dass Michel diesen väterlichen Wunsch erst nach dessen Tod mit der Überarbeitung der nachgelassenen *Außergewöhnlichen Reisen* verwirklichte, ist nicht ohne untreiwillige Ironie für den Lauf der Dinge und dürfte noch manche Kontroverse auslösen.

Anmerkungen:

- 1) Robert H. Sherard: „«Der große Verdross meines Lebens.» Jules Vernes eigener Lebensbericht.“ Korrigiert nach Heinrich Pleticha (Hrsg.): *Jules Verne Handbuch*. Edition Stuttgart 1992, S. 61-74 (65).
- 2) Bibliothèque Louis-Aragon, Amiens, JV MS 43.
- 3) Anonym: „Écrits de Jules Verne et de sa famille“. In: *Les Annales de Nantes et du Pays nantais*, Nr. 187/188 (1978), S. 15-20.
- 4) Jules Verne: *Poésies inédites* herausgegeben von Christian Robin. Paris: le cherche midi editeur 1989, 251 S.
- 5) Jules Verne: *Mémoires inédites. Musique de Hignard & de Dufresne*. Welterstaufnahme. Françoise Masset (Sopran), Emmanuel Strosser (Klavier) CD, Mirare (2005). 40 Min.
- 6) Dieses Gedicht und andere Titel sind abgedruckt in Jules Verne: *Textes oubliés*, herausgegeben von François Lacassin. Paris: U.G.E. 1979, S. 15-76.
- 7) Bibliothèque Louis-Aragon, Amiens: JV MS 19 (*Varia*).
- 8) Bibliothèque Louis-Aragon, Amiens: JV MS 28 (Familiäre Aufzeichnungen).
- 9) „Les Fossoyeurs du Gange.“ Nachdruck in *Europe* Nr. 909-910 (Januar-Februar 2005), S. 200-202.
- 10) Jules Verne an Michel, 15. September 1886. Bibliothèque Louis Aragon, Amiens. JV MS 21 (1).

Andreas Fehrmann

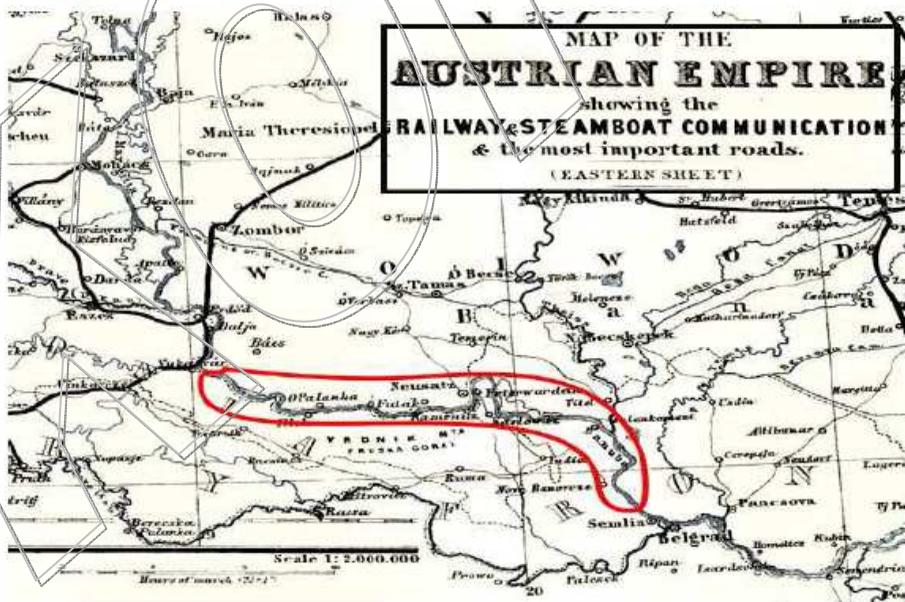
Jules Vernes ungarische Stadt Ragz

Das Geheimnis der Identität des Handlungsortes im Roman *Wilhelm Storitz* ist gelüftet



„Der Roman »Das Geheimnis des Wilhelm Storitz« erzählt von der unheilvollen Leidenschaft des Preußen Wilhelm Storitz aus Spremberg zu Myra Roderich, einer jungen Ungarin in der fiktiven ungarischen Stadt Ragz“, schrieb Franz Rottensteiner¹⁾ in seinem Vorwort zur ersten deutschsprachigen Übersetzung des Originalromans von Jules Verne. Die Aussage „fiktiven Stadt“ ließ mir keine Ruhe. Meist konnte man die geographischen Beschreibungen Vernes auf der Landkarte nachvollziehen. Nachdem ich in der Neuübersetzung bei Storitz ergänzende geographische Angaben fand, war ich mir sicher, dass es bei der fast peniblen Beschreibung der Reiseroute nach Ragz diese

Stadt auch in der Realität geben musste. Aber warum hat Verne dann nicht den realen Namen der Stadt genannt? Ein Grund für eine Umbenennung einer existierenden Stadt könnte gewesen sein, dass die be-



schriebenen Einwohner mit ihrer abergläubischen Angst vor dem Unsichtbaren – und dies zum Ende des 19. Jahrhunderts – nun nicht eben gut in der Geschichte wegkamen. Vielleicht war dies auch der Grund, weshalb Sohn Michel in seiner „Überarbeitung“ die Handlung in das 18. Jahrhundert verlegte.

Meine Arbeitshypothese war die, dass sich Jules Verne aus einem *Baedeker*-Reiseführer oder aus einem anderen Nachschlagewerk eine Stadt ausgewählt hatte. Die Lage auf der Landkarte schien ihm passend und die Beschreibung der Stadt ließ den notwendigen Raum für seine Geschichte. Orte in der Größenordnung von nur mehreren zehntausend Einwohnern wurden damals wie auch heute, wenn sie nicht über außergewöhnliche Sehenswürdigkeiten verfügten, in Reiseführern meist nur mit einem Absatz beschrieben. Es musste als wahrscheinlich angesehen werden, dass die Lage, die Charakteristik der Stadt und deren Umfeld der Realität entsprach, Straßen- und Gebäudebezeichnungen höchstwahrscheinlich von Verne kreiert wurden. Wie mir dann später vom Verne-Biographen Volker Dehs bestätigt wurde, gab es in Vernes Bibliothek verschiedene *Baedeker*, unter anderem die Ausgabe: „Deutschland-Österreich und Anrainerstaaten von 1881“. Nach Dehs könnten die beschriebenen Stadtdetails, also Straßenanordnungen und bestimmte Gebäude, an Vernes Wohnort Amiens angelehnt sein. Dies kann ich mir vorstellen, verhindert doch diese Verfahrensweise das Auftreten von logischen Pannen bei den im Roman öfters beschriebenen Stadtbegehungen und Verfolgungen.

Also machte ich mich daran, die Stadt „Ragz“ zu identifizieren. Mit der vorliegenden Neuübersetzung von Jules Vernes Original-Roman ging ich allen beschriebenen Details nach, die zu einer Identifikation führen könnten. Die Übersetzerin Gaby Wurster hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen: Die Ortsnamen waren im Original in französischer Lautung geschrieben, sie musste sich jetzt entscheiden, welche Sprachvariante der Ortsbezeichnungen sie übernahm. Die Region der Romanhandlung ist erschwerend dazu noch durch ein zeitlich variierendes babylonisches Sprachgewirr der Namensgebungen von Städten auf Ungarisch, Deutsch oder slawischen Idiomen geprägt. Es galt also alle Sprachvarianten zu prüfen.

Die wichtigsten Hinweise ergaben sich aus der Reiseroute Henry Vidals, denn er beschrieb Ragz als in einer südungarischen Gewerberegion liegend. Da ich schon mehrmals in der beschriebenen Region war, kannte ich die bewegte Geschichte dieser Gegend. Ich konzentrierte mich von vornherein auf die heutige Region der Vojvodina, einen Bezirk

im Norden Serbiens – dem damaligen „Südungarn“ –, der bis 1918 zum Königreich Ungarn gehörte. Folgen wir mit dem Finger auf der Landkarte der beschriebenen Route Vidals: „[...] der Donau entlang [...] Graz, Budapest und Ragz an der serbischen Grenze [...]. Dort wäre meine Endstation. Ich hätte keine Zeit auch noch nach Semlin oder Belgrad zu fahren.“²⁾

Damit war die südliche Begrenzung der Stadtsuche vorgegeben. Also die Donau abwärts, aber nicht bis zur Stadt Semlin (auf ungarisch: Zimony, serbisch Zemun). Diese gehört von der geographischen Aufteilung noch zur Vojvodina, ist aber heute ein Stadtteil von Belgrad. Unsere gesuchte Stadt muss also stromaufwärts vor Semlin liegen. Da die untere „Grenze“ der Auswahl gefunden war, müssen wir nun den Bereich vom Norden her, von Budapest kommend, einschränken: „[...] Budapest [...] denn ich war nun nur noch 300 km von Ragz entfernt [...] Der Dampfer erreicht am Mittag die Höhe Sombor³⁾ [...] Wir ruhen an der Grenze Slavoniens entlang [...] nach der Anlandung in Vukovar [...] in wenigen Stunden würde das Dampfschiff Ragz erreichen.“⁴⁾

Nun hatte ich auch die letzte präzise Angabe der Städte die oberhalb der gesuchten Stadt Ragz lagen.

Auf dem Ausschnitt einer Baedekerkarte⁵⁾ von 1893 habe ich den jetzt eingegrenzten Bereich zwischen Vukovar und Semlin markiert.

Das vorgenannte Slavonien war damals im Bereich unterhalb der Drave und der Donau eine Bezeichnung für das östliche Kroatien. Diese Details sind auf dem ungarischen Kartenausschnitt⁶⁾ gut zu erkennen. Da Ragz eine Stadt mit mehreren zehntausend Einwohnern sein sollte, ist die Auswahl an möglichen Städten innerhalb der Markierung ziemlich begrenzt. Wie im Roman beschrieben, sind es von Vukovar nur noch wenige Stunden bis zum Ziel und richtig: „Gegen fünf Uhr nachmittags tauchten am linken Ufer [...] Kirchen auf, die einen gekrönt von Kuppeln, die anderen überragt von Spitztürmen [...] das war Ragz [...]. Nach der nächsten Flussbiegung tauchte sie zur Gänze auf, wie sie so malerisch am Fuße hoher Hügel lag, auf einem thronte die Lehenburg [...]“⁷⁾. Und welche Stadt tauchte dort auf? Es war die damals ungarische Stadt Ujvidék. Ujvidék? – wo soll das sein? Wie schon oben erkannt und auch im Roman angesprochen: „[...] wie die meisten ungarischen Städte hat auch Ragz zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen gehabt: Lateinisch, deutsch, slawisch und ungarisch [...]“⁸⁾

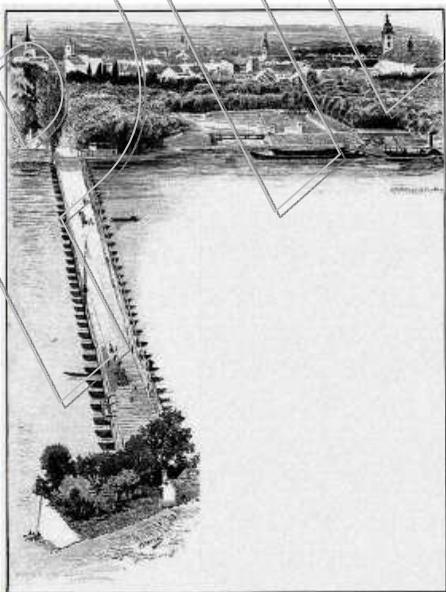
Das ungarische Ujvidék hieß auf Österreichisch-Deutsch Neusatz und heute ist es die serbische Stadt Novi Sad. Bis 1918 gehörte die Stadt zum Königreich Ungarn. Ein weiteres geographisches Detail: Die im Roman gegebene Beschreibung, dass die Donau unterhalb der Stadt mündet, ist auf jeder Karte nachvollziehbar. Die Burg, eigentlich eine Festung

befindet sich im heutigen Stadtteil Petrovaradin. Zur Stadt findet man in einem deutschsprachigen Lexikon von 1908 folgenden Eintrag:

„Neusatz (magyar. Újvidék, spr. újwídek), königliche Freistadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Bács-Bodrog, Station der Staatsbahnlinie Budapest-Semlin und von drei Lokalbahnen, am linken Ufer der Donau, über die eine Schiffsbrücke und eine Eisenbahnbrücke nach der gegenüberliegenden Festung Peterwardein führen und an der Mündung des Franz Josephskanals in die Donau [...].“⁹⁾

Die Faktenlage spricht für sich, selbst das linke Ufer stimmt. Und noch etwas Bemerkenswertes: Eine Schiffsbrücke, bestehend aus Holzelementen, die schwimmend auf Bootskörper montiert waren. Auch dazu gibt es im Roman eine Entsprechung: „[...] Eine Holzbrücke die das ungarische mit dem serbischen Ufer verband [...]“¹⁰⁾

Dieses Zitat gibt uns gleich zwei wichtige Hinweise: Erstens führt über den Strom eine Holzbrücke und zweitens ist es eine zweisprachige Stadt, die einen ungarischen und einen serbischen Teil hatte. Zur Brücke gibt es ein Bilddokument aus Újvidék um 1880¹¹⁾. Die Holzbrücke ist also vorhanden. Und die Nationalitäten? Verne schreibt dazu: „[...] Ragz [...] die Slawen sind weniger zahlreich als die Magyaren, aber zahlreicher als die Deutschen“¹²⁾. Dazu sagt ein lexikalischer Eintrag¹³⁾ zum Stand von 1901: „Neusatz (magyar. Újvidék) (1901) 29.296 Einw., wovon 10.321 Ungarn, 9889 Serben und 6483 Deutsche (meist römisch- und griechisch-kath. Glaubens). Neusatz ist Zentralpunkt der Serben Ungarns [...]“.



Die Schiffsbrücke bei Ragz.

Es gibt mit den Einwohnerzahlen des deutschen Lexikons von 1901 zwar eine zahlenmäßige Abweichung zum Roman, aber die ungarisch-serbische Gemeinschaft ist vorhanden und die Stärken der ethnischen Gruppen sind in den Verhältnissen auch passend. Die Abweichung von 40.000 Einwohnern im Roman und rund 30.000 Einwohner in der Realität würde übrigens zu Dehs' These passen, dass sich Verne für Detailfragen der Stadt an sein gewohntes Amiens hielt.

Die ungarisch-serbischen Wurzeln sind noch heute spürbar: Novi Sad ist zweisprachig, was an öffentlichen Gebäuden, aber auch am Sprachgebrauch erkennbar ist. Aus meiner Sicht ist damit das Rätsel um die fiktive Stadt Ragz gelöst: Wie schon in anderen Romanen Jules Vernes gibt es jetzt einen weiteren Schauplatz der Literatur: Im Norden Serbiens, in der grünen Vojvodina – die pulsierende Industriestadt Novi Sad. Ob die Einwohner Novi Sads ahnen, dass ihnen der französische Autor Jules Verne, zwar ziemlich versteckt, aber doch nachvollziehbar, in Gedanken einen Besuch abgestattet hatte?

Noch ein paar Worte zur Namensgebung der Romanstadt. Schon meine erste Vermutung war, dass Verne ein Homophon, also ein gleich klingendes Wort zur Namensgebung verwandt hatte. Dazu bot sich eine Eigenart der Stadt an, die ich in diesem Zusammenhang für sehr bemerkenswert halte: Sie hat eine ungarische und eine serbische Seite. Im Ungarischen hat eine Besiedlung durch Serben eine eigene Namensgebung. Der deutschsprachige Begriff dafür ist Ratzen, in den verschiedenen Sprachen des Balkans und Osteuropas auch Raci, Waren Rác, Rácok, Raizen, Ratzians, Rasciani oder Rascians genannt. Dies ist ein Name, der verwendet wird, um serbische Bewohner zu bezeichnen. Der ungarische Ausdruck „Rác“ (sprich: Radsch) wird in Ungarn häufiger, besonders als geographischer Zusatz verwandt. So gab es auch bei der Frühbesiedelung von Neusatz (Novi Sad) einen Stadtteil „Ratzen-Stadt“ („Stadt der Serben“), auch ungarisch im Ujvidék als „Rác-város“ („Vároš“ ist ein ungarischer Begriff für „Stadt“). Nach dieser Überlegung könnte dadurch die Ideen-Vorgabe für sein gleich klingendes „Ragz“ gegeben worden sein. Er hatte damit einen Bezug zu den Serben hergestellt. Trotzdem war der Ort noch anonym und er klang ungarisch.

In diesem Zusammenhang erkannte Dehs die Ähnlichkeit des Ortsnamens von *Storitz* mit dem aus dem Roman *Schöne Blaue Donau* (in Michel Vernes Fassung *Der Donaupilot*), denn dort stammt die Hauptfigur aus dem Dörfchen Racz Becse an der Theiss. So könnte sich Verne bei Ragz an Racz erinnert haben. Damit schließt sich der Kreis unserer Vermutungen, denn „Racz Becse“ heißt nichts anderes als „Serbisch-Becse“, ein Ort, der gleichzeitig bis 1918 ein Bezirk im Kreise Neusatz, dem heutige Novi Sad, war. Aber das sind Spekulationen. Die wirklichen Hintergründe werden wir wohl nie erfahren.

Anmerkungen:

1) Franz Rottensteiner: „Vorwort“. In Jules Verne: *Das Geheimnis des Wilhelm Storitz*. München: Pieper Verlag GmbH 2009, S. 13.

Norbert Scholz

Die Jules-Verne-Reihe des Franz von Stokar

Am 1. Juli 2009 jährte sich der 150. Geburtstag des Regensburger Verlegers und Antiquariatsbuchhändlers Franz von Stokar. Ähnlich rätselhaft wie seine Person ist eine mit seinem Namen verknüpfte umfangreiche Jules-Verne-Reihenbibliothek. Wolfgang Thadewald schreibt dazu: „Über den Verlag Franz von Stokar, Regensburg, ist nichts bekannt, über seine Buchreihe finden sich weder ‚Im Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums‘ noch in sonstigen Bibliographien irgendwelche Angaben, dennoch gibt es diese Reihe.“⁴¹⁾

In dieser Ausgabe der *Nautilus* wird erstmals über Leben und Werk Franz von Stokars berichtet. Besonders interessiert uns natürlich die Entstehung der geheimnisvollen Buchreihe, deren wirkliche Herkunft wir am Ende des Beitrages zu entschlüsseln suchen.

Verleger und Großantiquar



Abb. 1: Inserat der Firma Franz v. Stokar im »Adreßbuch der Kreishauptstadt Regensburg«, 1884, also zwei Jahre nach ihrer Gründung. Die Angliederung einer Leihbücherei war im 19. Jh. durchaus üblich.

Franz Stokar von Neuforn (geb. 1859 in Lichtenfels²⁾, gest. 1929 in Fürstenfeldbruck) mag zwar in der deutschen Buchhandelsgeschichte keine großen Spuren hinterlassen haben, trotzdem ist es verwunderlich, dass er nicht einmal seitens der lokalhistorischen Forschung seiner Heimatstadt Regensburg Anerkennung gefunden hat. Immerhin war er seit 1882 Inhaber des ältesten Antiquariats der Stadt und somit ein renommiertes Mitglied des Re-

gensburger Buchhandels.

Stokar war ein zielstrebiges Geschäftsmann. Zu Beginn seiner Karriere – gerade erst 22 Jahre alt und jung verheiratet – erweiterte er sein Geschäft im Laufe der Zeit zu einem angesehenen Großantiquariat, speziell für katholische Literatur. Er nutzte geschickt den zeitgenössischen Gründungseifer für Jugend- und Volksbibliotheken, der um die Jahrhundertwende in Bayern zum Entstehen vieler Pfarrbüchereien geführt hatte.

Seine Marketing-Strategie bestand darin, nicht die üblichen Kataloge, sondern direkt eine Auswahl seines Sortiments zur Ansicht an die Entscheidungsträger in den örtlichen Pfarreien und Klöstern zu versenden, damit diesen genügend Zeit blieb, um über die Anschaffungen im Einzelnen beraten zu können und dabei die Bücher vor Augen zu haben.

Als innovativer Verleger blieb Stokar ohne Bedeutung. Er besaß nicht den Ehrgeiz und wahrscheinlich auch nicht die Mittel, einen eigenen großen Verlag aufzubauen. Er setzte vielmehr auf Neuauflagen älterer oder Neuübersetzungen gängiger Werke. Die Titelauswahl orientierte sich vorwiegend am Geschmack seiner Stammkunden, und das waren in der Hauptsache katholische Seelsorger.

Stokar bezeichnete sich ab 1895 selbst als Großantiquar.³⁾ Seine Domäne war die Übernahme von Restauflagen, die er dann einzeln abgab, und zwar – neben den oben erwähnten Leihbibliotheken – an kleinere Sortimentsbuchhändler sowie Papier- und Schreibwarenhändler.

Sein Verbreitungsgebiet war vorwiegend die Oberpfalz, jedoch auch Altbayern insgesamt und die angrenzenden deutschsprachigen österreichischen Kronländer.

Wenn Stokar zusammen mit Restauflagen auch die zugehörigen Verlagsrechte erwerben konnte, tat er dies kund durch Überkleben des ursprünglichen Erscheinungsvermerkes oder – häufiger – durch Austausch des Titelblattes. Der bibliographische Begriff für die zweite Variante ist Titelaufgabe. Anschließend wird dann das neu gedruckte Titelblatt (fachsprachl. Karton) an den schmalen Falz geklebt, den man von dem herausgeschnittenen, ursprünglichen Titelblatt stehengelassen hat.

Die Verlagsangaben auf dem neu gestalteten Titelblatt waren unterschiedlich: „Franz von Stokar's Verlag“, „Verlag Franz von Stokar“ oder

„Franz von Stokar. Verlag für katholische Literatur“.

Aber auch wenn ihm die Verlagsrechte nicht zufielen, er also nur Bestände zum Verramschen übernahm, hielt er sich an den Brauch, sein Titelblatt vorzukleben. Dabei vermied er jedoch im Impressum den Begriff Verlag und gab nur seinen Firmennamen an.

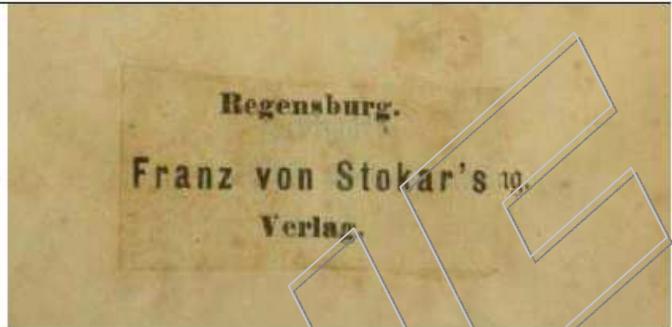
Gegen Ende des ersten Jahrzehnts nach 1900 muss die Antiquariatsbuchhandlung nicht mehr so gut gelaufen sein. Über mögliche Gründe kann man nur spekulieren, es ist aber sehr gut möglich, dass ihm die Konkurrenz durch Großantiquariate in den Zentren des deutschen Buchhandels, also Berlin und Leipzig, zu schaffen machte, zumal Post- und Verkehrswesen inzwischen fast unseren modernen Stand erreicht hatten. Stokar eröffnete daher zusätzlich eine Agentur für eine österreichische Versicherungsgesellschaft, die Gisela-Verein Lebens- und Aussteuer-Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, die er zusammen mit seinem Sohn Kurt in den Geschäftsräumen der Antiquariatsbuchhandlung betrieb.

Ende 1911 übergab er dann Großantiquariat und Verlag an den Sohn und gründete gleichzeitig die neue Firma Franz Stokar von Neuforn. Vertretungen des In- und Auslandes wohl, um sich ganz dem Versicherungsgeschäft zu widmen.

Es kam aber noch schlimmer: Am 12. Juni 1913 wurde über das Vermögen des Kaufmann Kurt von Stokar, Inhaber der Antiquariatsbuchhandlung Franz von Stokar, der Konkurs eröffnet. Damit erloschen praktisch alle Geschäftsaktivitäten. Über den Ausgang des Konkurses ließ sich nichts feststellen. Das Adressbuch des Deutschen Buchhandels von 1915 benennt Kurt von Stokar noch als in Konkurs befindlich, in späteren Jahrgängen ist die Antiquariatsbuchhandlung nicht mehr aufgeführt.

Im Sommer 1928 zog Stokar aus noch unbekanntem Gründen von Regensburg in das nahe bei München gelegene Fürstenfeldbruck. Auch aus dieser Zeit ist bekannt, dass sich seine finanziellen Verhältnisse nicht mehr gebessert haben. Am 15. April 1929 verstarb er dann im Krankenhaus von Fürstenfeldbruck. In der Todesnachricht wird er nur noch als ehemaliger Generalvertreter der Gisela-Versicherung bezeichnet, seine buchhändlerischen Leistungen blieben unerwähnt.

Abb. 2:
Schildchenexemplar.



Die Jules-Verne-Reihe

Zurück zur Zeit kurz nach der Jahrhundertwende. Vernes Romane im Programm zu haben, musste Stokar damals sehr angelegen gewesen sein. Nicht nur, dass Verne verstärkt in allen Leihbibliotheken nachgefragt wurde⁴⁾, er war auch von katholischer Seite anerkannt⁵⁾ und sein Werk zumindest für die „studierende Jugend“ (damalige Bezeichnung für Gymnasiasten) als geeignet akzeptiert. Damit stand einer Aufnahme auch in katholischen Leseanstalten nichts mehr im Wege.

Um seinen Kunden diese Bestseller anbieten zu können, wird Stokar vorwiegend dort nach einer Bezugsquelle gesucht haben, wo er sich auskannte, nämlich beim Restbuchhandel. Und er fand eine ergiebige Quelle in der Reihe „Jules Verne's Werke“ des Berliner Verlagshaus August Weichert. Diese Reihe entstand von 1901 bis 1909 und umfasst 74 Bände. Viele Jules-Verne-Liebhaber werden Exemplare davon in ihrem Bücherregal haben. Soweit bis heute bekannt, ist die Jules-Verne-Reihe Stokars umfangreichstes Sammelwerk. Wolfgang Thadewald⁶⁾ hat anhand von Sammlerbeständen 58 Nummern festgestellt. Alle Bände stimmen im Satz unverändert mit den Bänden 1 bis 58 von Weichert überein. Sie wurden auch ohne Zweifel in den technischen Betrieben des Weichertschen Verlags hergestellt. Leider sind wir dazu wie zu allen internen Vorgängen bei Weichert nur auf Vermutungen und unsichere Quellen angewiesen, da nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge der Enteignung das gesamte Archiv des Weichert-Verlages vernichtet wurde.

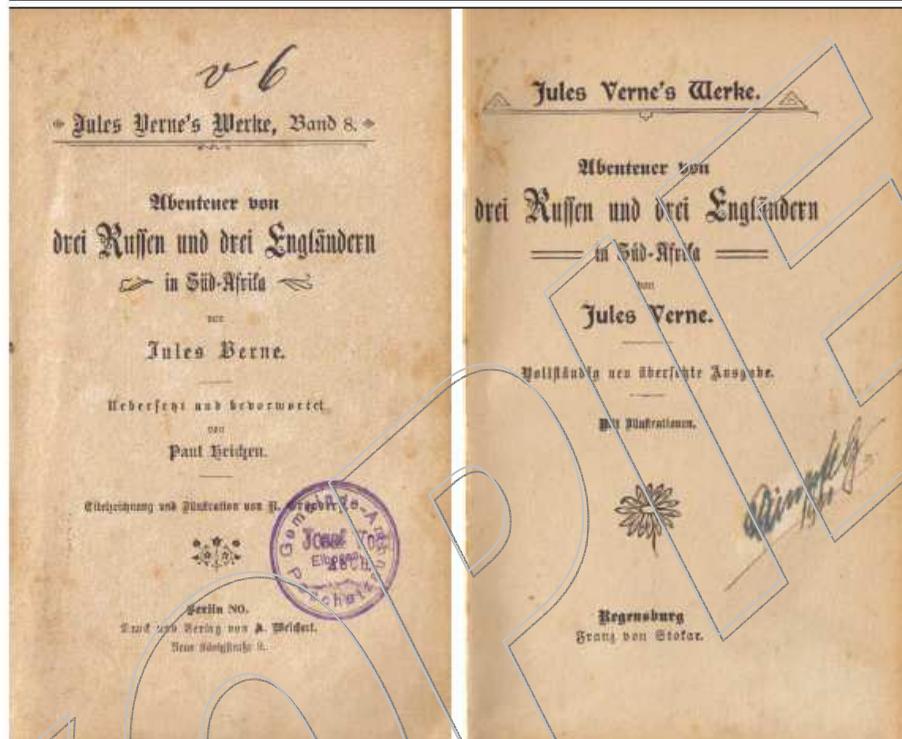


Abb. 3a und b: Originaltitelblatt und Ersatztitelblatt, links Weichert, rechts Stokar mit den von Thadewald beschriebenen Unterschieden.

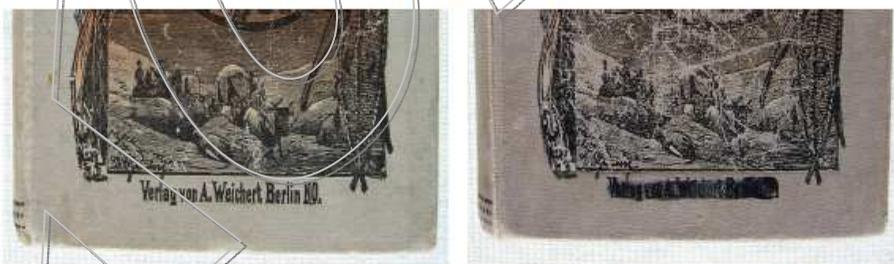


Abb. 4a und b: Verlagsangabe auf Vorderdeckel, links Weichert, rechts Stokar. Es handelt sich wie bei Abb. 3 um den Band 8: »Abenteuer von drei Russen u. drei Engländern in Südafrika.«

Der letzte nachgewiesene Band 58 erschien bei Weichert 1905, weshalb Thadewald (unter Vorbehalt) in seiner Bibliographie die Reihe auf „um

1905“ datiert. Seine damit verknüpfte Vermutung, dass die Reihe geschlossen hergestellt wurde, ist inzwischen allerdings unwahrscheinlich geworden, seitdem Dubletten mit unterschiedlich gemustertem Vorsatzpapier aufgetaucht sind.

Es passt auch mit Stokars Funktion als Großantiquar eher zusammen, wenn man höchstens annimmt, dass er Restbestände in diesem oder einem späteren Jahr geschlossen aufgekauft hätte. Aufbauend auf den bisher gewonnenen Erkenntnissen über die Arbeitsweise Stokars soll dies näher beleuchtet werden. Dazu muss man etwas über das Aussehen dieser Bände wissen.

Sie haben folgende Charakteristika:

- **Bucheinband:** Gebunden in dem für die komplette Weichert-Reihe typischen grauen (Kunst-)Leinen mit mehrfarbiger Illustration auf dem vorderen, und das Verlagssignet von Weichert auf dem hinteren Deckel. Ein bis Band 8 auf dem Vorderdeckel noch eingedruckter Vermerk »Verlag von A. Weichert Berlin NO.« ist mit einem schwarzen Balken unkenntlich gemacht (Abb. 5).
- **Titelsatz:** Ursprüngliches Titelblatt herausgeschnitten und ersetzt durch einen von Stokar gestalteten Titelblattkarton (Abb. 6)
- **Annoncen.** Weichert-Ausgaben, bei denen die Länge des Textes zu überschüssigen Bogenteile führte, haben, statt die Seiten leer zu lassen, aktuelle Verlagswerbung abgedruckt. Diese Seiten sind herausgetrennt (Abb. 7b).
- **Vorwort:** Die Blätter mit den „sehr zeitgebundenen“ (Thadewald) patriotischen Vorwörtern der Übersetzer Paul und Walter Heichen wurden mit einer Klinge herausgeschnitten, (Abb. 7a). Nicht bei allen Exemplaren!

Die aufgezählten Eigenschaften mit Ausnahme des Vorworts entsprechen dem, was wir nach dem oben Beschriebenen über Stokars Vorgehen als Großantiquar erwarten können: Tilgen der ursprünglichen Verlagsangaben, Einbringen des eigenen Corporate Designs, aber ohne den Anspruch zu erheben, das Verlagsrecht zu besitzen. Die Entfernung des Vorworts dagegen, zumal sie nicht obligatorisch für die Reihe ist, scheint mir eine eigenständige, nachträgliche Aktion gewesen zu sein. Etwa die

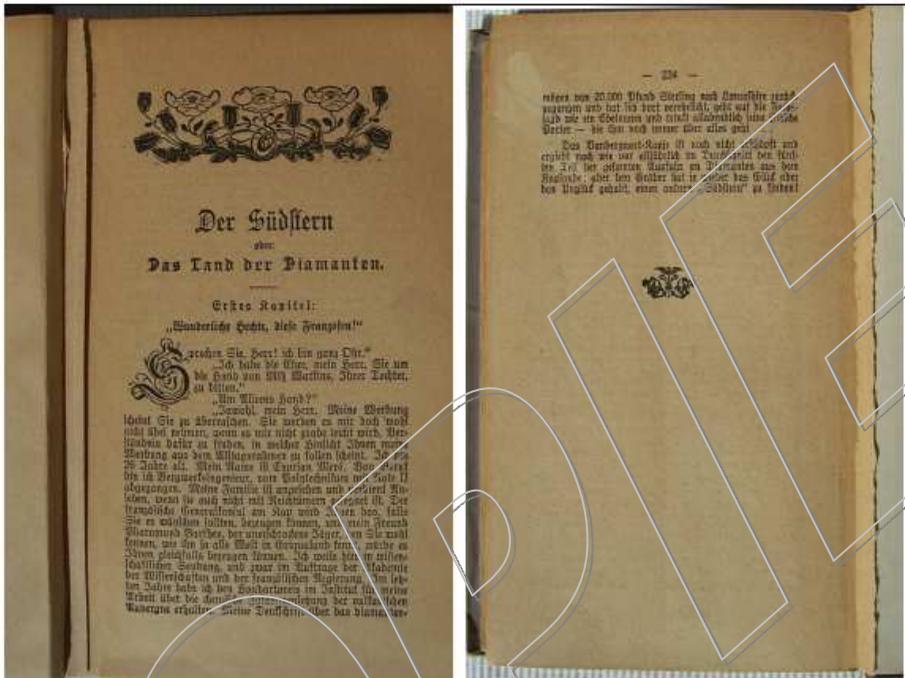


Abb. 5a und b: »Der Südstern oder: Das Land der Diamanten.« bei Stokar.

Abb. 5a: Vom Blatt mit den Seiten 3 und 4, wo in der Weicherterschen Version das Vorwort von Walter Heichen steht, ist nur ein schmaler Falz stehen geblieben. Er ist notwendig, da ansonsten das Blatt mit den die Seiten 13/14 nicht mehr halten würde. Abb. 5b: Der Text hat 234 Seiten, daher muss das Buch mit einem Doppelblatt enden: (14 ganze Bogen à 16 Seiten) + (1 halber Bogen à 8 Seiten) + (1 Doppelblatt à 4 Seiten) = 236 Seiten.

Weichert nutzte die Leerseiten für Eigenreklame, die bei Stokar irritiert hätte. Deshalb wurde das letzte Blatt entfernt. Beachte die unterschiedlichen Ränder der stehen gebliebenen Falze in Abb. 5a und 5b!

Hälfte der mir bekannten Bände ist davon betroffen.⁷⁾ Warum geschah sie aber? Es ist bestimmt nicht anzunehmen, dass das zeitgenössische Lesepublikum in Bayern Anstoß genommen hätte an dem zur Schau gestellten Nationalismus und der politischen Anglophobie eines Paul oder Walter Heichen. Das tief verwurzelte Misstrauen der Bajuwaren gegenüber allem Preußischen war, wenn auch nicht ganz verschwunden, so doch relativiert durch die stammesübergreifend kritiklose Begeisterung für die glanzvoll

inszenierte wilhelminische Innen- und Außenpolitik. Ganz anders mag dies aber angekommen sein in den deutschsprachigen Nachbarländern, wo unsere nationale Überheblichkeit eher befremdlich wirken musste. Ich nehme daher an, dass Stokar die Tilgung vornahm, um die Bände „exportfähiger“ zu machen.

Ein weiterer ungeklärter Punkt ist die Datierung der Reihe. Es gibt zunächst einen eindeutigen Hinweis darauf, dass Stokar die ersten Bände nicht vor 1903 erhalten hat. Denn liest man die Stokarschen Titelblätter genauer, fällt auf, dass er für den Untertitel die Formulierung „Vollständig neu übersetzte Ausgabe“ wählte. Genau diese Phrase verwendete Weichert aber zum ersten Mal bei Band 25 (1903), also konnte sie Stokar vorher nicht kennen. Was geschah aber danach?

Weichert veranstaltete zahlreiche Neuauflagen. Auf den ersten Blick gleichen sich Neu- und Erstauflagen fast völlig⁸⁾, auch sind sie satzidentisch einschließlich des (zum Zeitpunkt der Neuauflage evtl. nicht mehr zeitnahen) Vorwortes. Unterschiedlich jedoch sind die gelegentlichen Verlagsanzeigen auf den letzten Seiten, die jeweils dem letzten Stand des Verlagswerkes angepasst wurden. Exemplarisch nachzuweisen ist damit eine größere Aktion 1907 bei der die ersten sechs Serien (zu je 10 Bänden) nachgedruckt wurden. Außerdem erhöhte Weichert bei dieser Gelegenheit den Preis für die geb. Ausgabe von 75 Pf. auf 1 Mark. Es wäre also denkbar, dass er dies auch zum Anlass nahm, Restbestände älterer Auflagen der ersten sechzig Bände ins Moderne Antiquariat zu geben. Dann könnte man also das Erscheinungsdatum der Stokar-Reihe an der Jahreszahl 1907 festmachen.

Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, dass Stokar die Bände sukzessive erworben hat. In diesem Falle geht meine Annahme dahin, dass er die Partien gar nicht direkt vom Weichert-Verlag übernahm, sondern dass es sich um Restbestände aus dem Warenhausbuchhandel handelt. Die Berliner Warenhäuser waren Weicherts wichtigste Kunden.⁹⁾ Da Weichert nicht gemäß dem buchhändlerischen Konditionsgeschäft mit Remissionsrecht verkehrte, sondern immer nur bar oder mit höchstens 3 Monate Ziel, musste ein Kunde, der zuviel geordert hatte, versuchen den Rest als Modernes Antiquariat loszuschlagen. Das konnte er selber tun

– durch entsprechenden Preisnachlass –, oder die ganze Partie einem Großantiquar überlassen.

Dies wäre auch ein Grund dafür, dass wir die Stokar-Reihe nur bis Band 58 kennen: Er war bis dorthin mit Übernahmen von Restposten angekommen, als 1908 – wie weiter oben beschrieben – das Antiquariat nicht mehr so gut lief. Es gibt also deshalb keine Stokar-Bände mit höheren Nummern, weil Stokar den Bezug aus wirtschaftlichen Gründen einstellen musste.

Anmerkungen:

1) Wolfgang Thadewald: „Jules Verne's Werke (von Stokar)“. In: Heinrich Wimmer (Hrsg.): *Bibliographisches Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur-Verlags- und Reihenbibliographien*. Meitingen 1987ff. 28. Erg.-Lfg. Dezember 1999, S.1-25.

2) Franz Stokar v. Neuforn entstammte einem alten Schaffhausener Herren-geschlecht. Sein Großvater hatte sich in jungen Jahren in Regensburg niedergelassen und schon in reichsstädtischer Zeit um das Finanzwesen der Stadt große Verdienste erworben. Sein Vater wurde 1857 als kgl. Sektions-Ingenieur mit dem Bau der Bahnstrecke von Lichtenfels nach Coburg betraut und musste deshalb seinen Wohnsitz für einige Jahre in das oberfränkische Lichtenfels verlegen. Im März 1860 zog die Familie wieder zurück nach Regensburg.

3) Wilhelm Junk: *Internationales Adressbuch der Antiquar-Buchhändler*. Berlin 1906.

4) Vgl. Alberto Martino: *Die Deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)* (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 29). Wiesbaden 1990.

5) Siehe dazu Volker Dehs: „Jules Verne beim Papst“. In: *Nautilus*, Nr. 15 vom April 2009, S. 4-9.

6) Siehe Anm. 1.

7) Neben meinen die von Wolfgang Thadewald autopsierten Exemplare. Die Bände sind insgesamt recht selten. Über Leserbeiträge würde ich mich deshalb sehr freuen. Wolfgang Thadewald an dieser Stelle herzlichen Dank für seine Unterstützung und für die geduldige Beantwortung meiner vielen Fragen!

8) Anders als bei Hartleben, der in guter buchhändlerischer Tradition, und sicher auch mit Stolz, die Auflagennummer in seiner »Collection Verne« mitdruckte, kann man bei Weichert nur indirekt erkennen, dass es unterschiedliche Auflagen gegeben hat! Wichtigstes zeitliches Bestimmungsmerkmal ist wohl die Aktualität mitgedruckter Verlagsanzeigen, von der hier auch Gebrauch gemacht wird, evtl. auch ein handschriftlicher Besitzervermerk. Weiterhin kennzeichnend ist das Muster des Vorsatzpapiers, die Typographie des Titelblattes und ggf. charakteristische Druckkorruptele, entstanden bei der Verwendung erneuerter Stereotypplatten. Alles in allem ist die Auflagenzählung bei der Weichert-Ausgabe eine Aufgabe, an die sich noch niemand herangewagt hat!

9) Vgl. Käthe Lux: *Studien über die Entwicklung der Warenhäuser in Deutschland*. Jena 1910. S. 94-142.

Bernhard Krauth

„Kritiskshalhen“ – oder wenn Jules Verne versucht, deutsch zu schreiben...

Wissen Sie, was man unter „Kritiskshalhen“ versteht? Unter diesem Namen wurden laut Verne von einem Professor Friedrich aus Elbing in Preußen die von ihm entdeckten „Ultra-X-Strahlen“ (Ultra-Röntgenstrahlen) bekannt....

Wer? Was? Ja, schreibt unser Lieblingschriftsteller im 3. Kapitel des 1. Teils des Romans *Das Testament eines Exzentrischen*. Hartleben hat das auch in seiner deutschen Erstübersetzung so abdrucken lassen – nur mit dem Unterschied, dass man bei dem so klangvollen Namen ein „S“ wegließ und das Ganze in unserer Sprache also „Kritiskshalhen“ lautet.

Na, nun sollten Sie als gebildeter Leser doch aber wissen, wovon die Rede ist! Nein? Na, also so etwas! Aber wir wissen es eigentlich auch

nicht...

Wilhelm Conrad Röntgen entdeckte 1895 die Röntgenstrahlen, was ja fast schon jedes Kind weiß. Aus Elbing (dem heutigen polnischen Elblag) kam er nicht, und Friedrich hieß er schon gar nicht! Wer also dieser in dem kurz nach Röntgens Entdeckung veröffentlichten Jules-Verne-Werk (1899) erwähnte Professor Friedrich sein soll, war uns auch ein Rätsel.

Und wofür steht denn nun dieses so skandinavisch anmutende Wort, das unser Julius da zu Papier gebracht hat? Es scheint, dass er seine eigenen Notizen nicht so recht entziffern konnte, sei es, weil sie bereits fehlerhaft oder zu bruchstückhaft waren, um danach eine richtige Wiedergabe zu ermöglichen. Da ja nun offenbar in dem betreffenden Text von einer Entdeckung in Zusammenhang mit den Röntgenstrahlen – die Herr Röntgen selbst als X-Strahlen bezeichnete – die Rede ist, muss dieses offensichtlich verballhornte Wort ja etwas bedeuten, und zwar etwas in unserer teutonischen Sprache. Mit einigem Nachdenken und den Zusammenhängen im Text kamen wir auf „kritische Strahlen“ oder „Kritikstrahlen“. Dann kamen wir (man muss hier einmal wieder erwähnen: Dank des Internets und rühriger französischer Verne-Freunde) dem Herrn Verne auf die Schliche: Der Herr E. Friedrich war offenbar ein Physiker, der mit Röntgenstrahlen und anderen Strahl-



Abb. 2: Wilhelm Conrad Röntgen (1845-1923)

ungen experimentiert hat und der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (Österreich) Ende 1896 eine Abhandlung hat zukommen lassen mit dem schönen Titel »Die postmortale Diagnose mittelst einer neuen Art von schwarzen Strahlen, den so genannten Kritik-Strahlen«¹⁾.

Welcher Art diese Strahlen nun tatsächlich sind, wissen wir nicht, aber wenn man Jules Vernes Angaben folgt, dann konnte man mit ihnen feststellen, ob ein als tot geltender Mensch tatsächlich nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Anmerkung:

1) http://www.archive.org/stream/anzeigerderkaise33kais/anzeigerderkaise33kais_djvu.txt

Hinweis:

Das Bild stammt von www.wikipedia.de

Volker Dehs

Totgesagte leben länger

Ein Jules-Verne-Buch, das es eigentlich nicht mehr geben dürfte

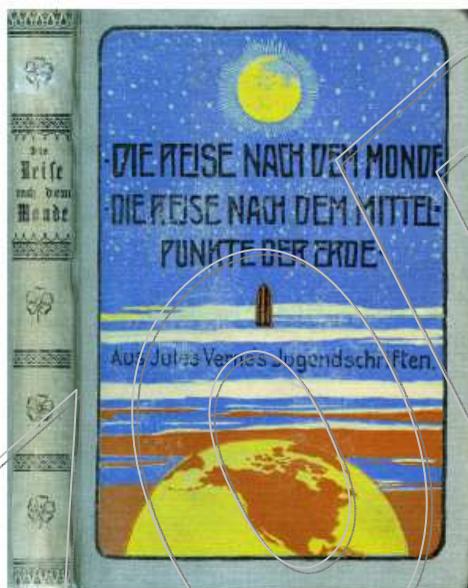
Unter den deutschen Verne-Ausgaben, die ausgesprochene Raritäten sind, befindet sich an exponierter Stelle ein Band mit dem Titel:

Aus Jules Verne's Jugendschriften.

I. Die Reise nach dem Monde.

II. Die Reise nach dem Mittelpunkte der Erde

Für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. Friedrich Netto
E. Bartels, Neuweißensee



Genau belegen lässt sich das Erscheinungsdatum nicht. Ein gerichtliches Gutachten aus dem Jahre 1906 verortet es „anscheinend im Jahre 1899“¹⁾, sah in der Veröffentlichung ein Plagiat der seit Jahren verbreiteten Hartleben-Übersetzung als erwiesen und ordnete „die Vernichtung der widerrechtlich hergestellten und verbreiteten Exemplare“²⁾ samt ihrer Druckstöcke an. Ein Urteil, das dieses Buch in den Adelsstand eines raren Sammelobjektes erhob. Sollten im Zeitraum von immerhin sieben Jahren bereits verkaufte Exemplare dem juristisch angeordneten Massaker entgangen sein, so ist doch kein einziges in den großen deutschen

Bibliotheken nachweisbar. Bislang war ein einziger Überlebender, gebunden in rotem Leinen und mit silbernem Titelaufdruck, bekannt – selbstverständlich in der umfassenden Verne-Sammlung von Wolfgang Thade-wald. Das hier vorgestellte Muster in grauem Schmuckleinen mit farbigem Vorderdeckelaufdruck ist seinerseits das einzige seiner Art – zumin-dest bis zu diesem Zeitpunkt.

Der 222 Seiten (plus 2 Seiten „Inhalts-Verzeichnis“) umfassende Band enthält sechs schwarzweiße Aquarelle auf Kunstdrucktafeln (gemeinsam signiert von M. Domke und J[osef] von Kulas), die sich zum Teil sehr eng an die Illustrationen der französischen Originalausgabe anlehnen. Die *Reise nach dem Mittelpunkte der Erde* überrascht den staunenden Be-trachter zudem mit der Photographie „Ein Wasserfall im Mittelpunkt der Erde“ – ebenfalls als Kunstdruck – und präsentiert auf S. 195 einen Holz-stich mit dem Kampf der beiden Seesaurier, der jedoch nicht der Hetzel-Ausgabe nachempfunden, sondern einer von Vernes Quellen entlehnt ist (Louis Figuier: *La Terre avant le Déluge*, Hachette 1863). Beide Vorlagen stammen bekanntlich vom selben Künstler: Édouard Riou.

In seinem Vorwort schwärmt der Herausgeber von den Erfolgen der Naturwissenschaften, die „sich zu nie gedachter Höhe erhoben“ hätten und weist auf „die meisterhafte Weise“ und glühende Phantasie des Schriftstellers Jules Verne hin: „Gekürzt versuchte ich, der deutschen Jug- end hier zwei seiner fesselndsten Romane mundrecht zu machen. [§]³⁾ Möge des großen Franzosen Dichtung in den leicht empfänglichen Her-zen der jungen Leser die Begeisterung für die Naturwissenschaften anfa-chen, die der Unterzeichnete selbst fühlt. Die Naturwissenschaften sind es, die den recht Empfindenden sich beugen lassen demutsvoll vor dem, der den Sternen ihre Wege wies“.

Wie um hämischen Wortspielen mit seinem Familiennamen Vorschub zu leisten, hat Netto die beiden Mondromane in einen Halbband zusam-mengeschrumpft, wobei *Von der Erde zum Mond* die Kapitel 1 bis 22 und *Reise um den Mond* die Kapitel 23 bis 35 (zuzüglich eines kurzen Schlusses) ausfüllen. Trotz seiner überschwänglich hervorgehobenen Begeisterung für die Naturwissenschaften hat er von Vernes entspre- chenden Informationen nur wenig beibehalten; dafür wurde der Beginn des ersten Romans um einen Exkurs über den amerikanischen Sezessi- onskrieg „bereichert“, der im Gegensatz zu Vernes Haltung eindeutig Partei für die Südstaaten ergreift! Schlimmer noch: alle Ironie des Ori-ginals in Sachen Militarismus und Nationalismus wurde fortgelassen oder gnadenlos ins Seriöse gewendet. Die Erzählung erfolgt, wenn auch un- einheitlich, aus einer nicht weiter erklärten Ich-Perspektive. Einem ähnli- chen Hang zum Banalisieren begegnet man im dritten Roman *Die Reise*

nach dem Mittelpunkte der Erde, der noch 17 Kapitel statt der ursprünglichen 45 aufweist. Stellvertretend sei das Ende abgedruckt, das im Anschluss an jene Stelle einsetzt, in der Axel seinem Onkel mitteilt, der Kugelblitz auf dem unterirdischen Meer habe den Kompass manipuliert. Kursiv sind die Sätze wiedergegeben, die Netto frei erfunden hat. Dass der zweite „authentische“ Satz durch seine verkürzende Formulierung unfreiwillig eine Ehe zu dritt vorgaukelt, sei nur nebenbei bemerkt:

„Mit einem wahren Freudenjauchzen umarmte mich mein Oheim und schrie dabei: „Du bist ein prächtiger Junge, Axel, und mein wahrer Schüler. Deine Erklärung ist vollkommen richtig. Lauf zu Gretchen! In vier Wochen ist Hochzeit!“

Seitdem der Professor wußte, daß ihm die Elektrizität diesen Streich gespielt hat, wurde er der glücklichste Mensch auf Erden. Und mit ihm leben Gretchen und ich in glücklicher Ehe. *Ein dankbares Gefühl hegen wir aber alle für Arne Saknussemm, „denn“, wie mein Oheim bei unserem Hochzeitsdiner sagte, „er war die Ursache der Reise zum Mittelpunkt der Erde und unseres Glücks!“* (S. 222)

Es sollte Netto zum Verhängnis werden, dass er die Hartleben-Übersetzung als Bearbeitungsgrundlage genommen hatte (nicht das französische Original) – und damit auch deren wiedererkennbare Übersetzungsfehler. Eine Bearbeitung, die sich überwiegend durch Weglassen der wissenschaftlichen Erörterungen auszeichnet, erschien dem Verfasser des bereits genannten Gutachtens nicht als schutzwürdige geistige Eigenleistung, da sie lediglich eine auf Raumersparnis angelegte Kürzung darstelle. Der Text und Wortlaut der N.schen Bearbeitung geht meist dicht neben der H.schen Übersetzung her, zeigt aber selten und nur für die Aufeinanderfolge weniger Worte volle Übereinstimmung mit ihr. Immerhin zwingt die Lektüre den Eindruck auf, daß der Text der H.schen Übersetzungen auch sprachlich für N. überall den Anhalt und das Leitseil gebildet hat⁴¹.

Und wer war nun der solcherart gescholtene und zusammen mit dem Verleger verurteilte Friedrich Netto? Ein heimatverbundener Mediziner, der am 5. Juni 1869 in Potsdam geboren worden war, 1898 in Berlin promovierte, in seiner Geburtsstadt ein Leben lang als Arzt praktizierte, mit seiner rundlichen Erscheinung als städtisches Original galt und dort am 14. August 1926 verstarb. Als glühender Patriot des wilhelminischen Reichs hatte er sich eigentlich dem Armeedienst verschrieben, war aber dessen körperlichen Anforderungen nicht gewachsen. „Der Dienst, den er mit der Waffe seinem Vaterland nicht leisten konnte“, schreibt seine

Biografien, „hat er gewissermaßen mit der Feder später nebenberuflich zu erbringen versucht“⁵⁾.

Neben geschätzten Schriften zur Stadtgeschichte von Potsdam verdankt ihm die Nachwelt vaterländisch gesinnte Geschichtsschauspiele, historische Romane wie *Die Kreuzbauern* (Berlin 1912) oder gar *Im Schlachtensturm des Weltkriegs. Erzählungen aus Deutschlands größter Zeit für unsere Jugend* (!). Dieser Titel erschien ebenso wie die Verne-Bearbeitung und weitere Kompilationen (Münchhausen, Gulliver und Sindbad in einem Band, *Rübezahl*, *Reineke Fuchs*, Sagen des Altertums in mehreren Bänden, *Die bedeutendsten Polarreisen*. usw.) bei Bartels in Weißensee/Berlin bis in die 1920er Jahre.

Die Verurteilung und der damit einhergehende wirtschaftliche Verlust hatten der weiteren Zusammenarbeit von Autor und Verleger nicht geschadet; die zweifelhafte Bearbeitungspraxis des Verne-Bandes war offenbar in gegenseitigem Einvernehmen erfolgt. So stellt Wolfgang Thadewald süffisant die Frage, „ob der Verlag Bartels aus Weißensee nur mal versehentlich eine unerlaubte Ausgabe herausgebracht hat. Wahrscheinlich eine und eine und eine, denn in jener Zeit verkaufte er auch Henry Rider Haggards SHE. Und damit man das nicht merkt, nannte er das Buch HES und ließ auch das erste Kapitel fort. Das wird sicher auch wieder nur ein Versehen sein“⁶⁾.

Anmerkungen:

1) Paul Daude (Hg.): *Gutachten der Königlich-Preußischen Sachverständigen-Kammern für Werke der Literatur und Tonkunst aus den Jahren 1902-1907*. Darin: „Nr. 17. Gutachten vom 16. November 1906. Nachdruck von Übersetzungen Jules Verne'scher Werke. Unzulässige Bearbeitung. Freie Benutzung. Eigentümliche Schöpfung“, S. 106-114 (106). Nachdruck als Faksimile in Wolfgang Thadewald: *Streitgenossen – Streit genossen? Ergänzende Anmerkungen und Abbildungen zum Vortrag von Volker Dehs über Jules Verne und seine Verleger Hetzel und Hartleben*. Erinnerungsgabe für die Gäste des 51. Hannoverschen Bibliophilenabends am 31. Oktober 2006 im Stadtarchiv Hannover. 20 Seiten, zum Großteil unpaginiert, S. 11-20.

2) Ebd., S. 107 und 114.

3) [§] = Zeichen für Absatz.

4) Daude, wie Anm. 1, S. 111-112.

5) Inge Laude: *Ärzte als Schriftsteller: Ernst Philipp Lange (Philipp Galen, 1813-1899) und Friedrich Netto (1868 [sic!]-1926)*. Dissertation an der medizinischen Fakultät der Universität München 1970, 48 Seiten, S. 26.

6) Thadewald, wie Anm. 1, S. 5.

GALERIE



Jules Verne-Fotokarte (Sammlung B.K.) Echte Fotografie, aufgeklebt auf einer so genannten „carte de Visite“, wie sie zu jenen Zeiten üblich waren. Das Foto dürfte so auf Ende 1874 zu datieren sein und zeigt JV in einer wenig verbreiteten Porträtaufnahme.